



Tage des Lesens



*Die schönsten Geschichten
über Bücher und Menschen*

insel taschenbuch 4948

Tage des Lesens



»Es gibt vielleicht keine Tage unserer Kindheit, die wir so voll erlebt haben wie jene ..., die wir mit einem Lieblingsbuch verbracht haben«, heißt es bei Marcel Proust.

Bücher begleiten uns durchs Leben. Als Kinder sind wir fasziniert von den fremden Welten und fernen Ländern, in die Bücher uns entführen, und von den ungeahnten Abenteuern, die sie für uns bereithalten. Eine Faszination, die ein Leben lang hält. Was gibt es Schöneres und Entspannenderes, als sich mit einem Lieblingsbuch zurückzuziehen, wenn es draußen stürmt, schneit oder regnet? Den Alltag einmal hinter sich zu lassen und neue Lebenswelten kennenzulernen – und ganz nebenbei auch sich selbst: denn »vielleicht gehört es überhaupt zum Genuss des Lesens, dass man den Reichtum seiner eigenen Gedanken entdeckt.«
(Max Frisch)

Vom Glück wunderbarer Lesestunden und von Büchern, die ein Leben verändern können, erzählen die hier versammelten Autorinnen und Autoren.

Tage des Lesens

Die schönsten Geschichten
über Bücher und Menschen

Ausgewählt von Gesine Dammel

Insel Verlag



Erste Auflage 2023
insel taschenbuch 4948
Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Quellennachweise am Schluss des Bandes
Umschlagabbildung: Micklyn Le Feuvre, Somerset West

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68248-6

www.insel-verlag.de

Inhalt

Tage des Lesens

- Marcel Proust, *Tage des Lesens* 9
Betty Smith, *Ein Baum wächst in Brooklyn* 27
Claire Beyer, *Cliffhanger* 33
Hanns-Josef Ortheil, *Hemingway in Paris* 39
Veronika Reichl, *Katherina liest Clarice Lispector* 42

Ein Haus voller Bücher

- Cornelia Funke, *Ein Haus voller Bücher* 53
Jennifer Donnelly, *Nach · lesen* 61
Marco Lodoli, *In der Bibliothek* 79
Root Leeb, *Eine kleine Runde Ewigkeit* 81
Ulrike Draesner, *Speck* 84

Leseleidenschaft

- Thomas Bernhard, *Leseleidenschaft* 95
Ildikó von Kürthy, *Alt werden mit Eselsohren* 98
Erika Pluhar, *Über das Lesen von Büchern* 100
Elke Heidenreich, *Lesen* 103
Franziska Wolffheim, *Lesen im Bett* 104
Petra Hartlieb, *Vergnügen und Brotberuf* 107

Lesen ist gefährlich

- Tatjana Kruse, *Lesen ist gefährlich!* 111
Jaroslav Hašek, *Unter Bibliophilen* 119
Carlos María Domínguez, *Das Papierhaus* 123

Das letzte Buch

- Ernst Penzoldt, *Welt ohne Buch* 135
Rafik Schami, *Das zukünftige Buch* 138
Marie Luise Kaschnitz, *Das letzte Buch* 141

Bücher sind Freunde

- Amir Hassan Chehelan, *Meine Entdeckung der Freude
an der Literatur* 145
Eugen Roth, *Buchstabengetreu* 155
Erich Kästner, *Wenn ein Kind lesen gelernt hat* 159
Karl Philipp Moritz, *Das Glück des Buchstabierens* 161
Cara Nicoletti, *»Hänsel und Gretel«* 165
Marco Lodoli, *Bücher sind Freunde* 169
- Quellenverzeichnis* 171

Tage des Lesens

Marcel Proust
*Tage des Lesens**

Es gibt vielleicht keine Tage unserer Kindheit, die wir so voll erlebt haben wie jene, die wir glaubten verstreichen zu lassen, ohne sie zu erleben, jene nämlich, die wir mit einem Lieblingsbuch verbracht haben. Alles, was sie, wie es schien, für die andern erfüllte und was wir wie eine vulgäre Unterbrechung eines göttlichen Vergnügens beiseite schoben: das Spiel, zu dem uns ein Freund bei der interessantesten Stelle abholen wollte; die störende Biene oder der lästige Sonnenstrahl, die uns zwangen, den Blick von der Seite zu heben oder den Platz zu wechseln; die für die Nachmittagsmahlzeit mitgegebenen Vorräte, die wir unberührt neben uns auf der Bank liegen ließen, während über unserm Haupt die Sonne am blauen Himmel unaufhaltsam schwächer wurde; das Abendessen, zu dem wir zurück ins Haus mußten und während dessen wir nur daran dachten, sogleich danach in unser Zimmer hinaufzugehen, um das unterbrochene Kapitel zu beenden, all das, worin unser Lesen uns nur Belästigung hätte sehen lassen müssen, grub im Gegenteil eine so sanfte Erinnerung in uns ein (die nach unserm heutigen Urteil um so vieles kostbarer ist als das, was wir damals mit Hingabe lasen), daß, wenn wir heute manchmal in diesen Büchern von einst blättern, sie nur noch wie die

* Der Leser findet hier den größten Teil der Seiten, die für eine Übersetzung von *Sesam und Lilien* geschrieben wurden und die dank der großzügigen Erlaubnis von Monsieur Alfred Vallette hier neu gedruckt werden. Sie waren der Prinzessin Alexandre de Caraman-Chimay als Zeugnis einer bewundernden Zuneigung gewidmet, die in zwanzig Jahren nicht schwächer geworden ist.

einzigem aufbewahrten Kalender der entflohenen Tage sind, und es mit der Hoffnung geschieht, auf ihren Seiten die nicht mehr existierenden Wohnstätten und Teiche sich widerspiegeln zu sehen.

Wer erinnert sich nicht, wie ich, des Lesens während der Ferien, das man nacheinander in all jenen Stunden des Tages barg, die hinreichend friedlich und unverletzlich waren, um ihm Asyl zu gewähren. Morgens, nach der Rückkehr aus dem Park, wenn alle zu einem Spaziergang aufgebrochen waren, schlüpfte ich in das Eßzimmer, das bis zu der noch fernen Stunde des Mittagessens niemand, bis auf die alte, verhältnismäßig stille Félicie, betreten würde und wo ich als dem Lesen besonders gewogene Gefährten nur die an der Wand hängenden bemalten Teller hatte, den Kalender, dessen vortägiges Blatt frisch abgerissen worden war, die Standuhr und das Feuer, die beide sprechen, ohne zu erwarten, daß man ihnen antwortet, und deren sanfte, sinnlose Sätze nicht wie die Worte der Menschen einen andern Sinn an die Stelle der Wörter setzen, die man liest. Ich ließ mich auf einem Stuhl vor dem kleinen Holzfeuer nieder, von dem der früh aufstehende und gärtnernde Onkel während des Mittagessens sagen würde: »Das ist gar nicht übel. Man kann ganz gut ein bißchen Feuer vertragen. Ich kann euch versichern, daß es heute morgen um sechs im Garten noch hübsch kalt war. Wenn man bedenkt, daß in acht Tagen Ostern ist!« Bis zum Mittagessen, das leider dem Lesen ein Ende setzen würde, waren es noch zwei volle Stunden. Von Zeit zu Zeit hörte man das Geräusch der Pumpe, aus der gleich das Wasser fließen würde und durch die man veranlaßt wurde, den Blick zu heben, um sie durch das geschlossene Fenster zu betrachten, hier, ganz nah, auf dem einzigen Weg des Gärtchens, das seine mit Stiefmütterchen bepflanzten Beete mit Ziegeln und halbmondförmigen Fayencen

einfafste: Stiefmütterchen, die an den allzu schönen Himmeln gepflückt zu sein schienen, an den buntschillernden Himmeln, als ob sich die Kirchenfenster darin spiegelten, und die man zuweilen zwischen den Dächern des Dorfes sah, an den trüben Himmeln, die vor den Gewittern erschienen oder danach, sehr spät, wenn der Tag schon zu Ende ging. Leider kam die Köchin lange im voraus, um den Tisch zu decken; und wenn sie ihn wenigstens gedeckt hätte, ohne zu sprechen! Aber sie glaubte sagen zu müssen: »Sie sitzen nicht bequem; soll ich Ihnen einen Tisch heranrücken?« Und nur, um »Nein, vielen Dank!« zu antworten, mußte man plötzlich innehalten und von weither seine Stimme holen, die hinter den Lippen geräuschlos eilig alle Wörter nachsprach, die die Augen gelesen hatten; man mußte sie anhalten, sie hervortreten lassen und, damit sie höflich »Nein, vielen Dank!« sage, ihr den Anschein von gewöhnlichem Leben und den Tonfall einer Antwort geben, den sie verloren hatte. Die Zeit verging; oft begannen lange vor dem Mittagessen schon jene in das Eßzimmer zu treten, die, weil sie ermüdet waren, den Spaziergang abgekürzt und »den Weg über Méréglise« genommen hatten, oder auch jene, die an diesem Vormittag überhaupt nicht weggegangen waren, weil sie »zu schreiben« hatten. Sie sagten wohl: »Laß dich nicht stören«, aber begannen doch bald, sich dem Feuer zu nähern, nach der Uhrzeit zu sehen und zu erklären, daß das Mittagessen nicht unwillkommen wäre. Man erwies denen, die zu Hause geblieben waren, »um zu schreiben«, eine besondere Ehrerbietung und sagte zu ihnen: »Haben Sie Ihre Korrespondenz erledigt«, mit einem Lächeln, in dem Achtung, Geheimnis, Anzüglichkeit und Rücksichtnahme lagen, als ob diese »Korrespondenz« zugleich ein Staatsgeheimnis, ein Vorrecht, ein Liebesglück und eine Indisposition wäre. Einige setzten sich, ohne noch länger zu warten, zu Tisch, an ihren Platz. Das

brachte mich in tiefe Betrübniß, denn es würde ein schlechtes Beispiel für die andern Ankommenden sein, würde den Eindruck erwecken, daß es bereits zwölf Uhr sei, und meine Eltern zu früh das verhängnisvolle Wort sprechen lassen: »Komm, klapp dein Buch zu, wir wollen essen.« Alles war bereit, der Tisch fertig gedeckt, es fehlte nur, was man erst am Ende der Mahlzeit bringen würde, nämlich der gläserne Apparat, in dem der gärtnernde und küchenbewanderte Onkel selbst am Tisch den Kaffee zubereitete, ein Apparat mit komplizierten Röhren wie ein physikalisches Gerät, das einen guten Geruch hätte und in dem man mit größtem Vergnügen das plötzliche Aufwallen in der Glasglocke beobachtete, das dann an den beschlagenen Wänden einen duftenden dunkelbraunen Satz zurückließ; sowie auch die Schlagsahne und die Erdbeeren, die derselbe Onkel in stets gleichem Verhältnis mischte, mit der Erfahrung eines Koloristen und dem Ahnungsvermögen eines Feinschmeckers immer genau bei dem entsprechenden Rosa innehaltend. Wie mir das Mittagessen lang vorkam! Meine Großtante kostete nur von den Gerichten, um ihre Meinung mit einer Sanfttheit zu sagen, die Widerspruch zwar ertrug, aber nicht zuließ. Bei einem Roman oder bei Versen, Dingen, in denen sie sich sehr gut auskannte, unterwarf sie sich stets mit der Demut einer Frau der Meinung von Kompetenteren. Sie glaubte, daß das der unbestimmte Bereich der Laune sei, in dem der Geschmack eines einzelnen die Wahrheit nicht fixieren könne. Doch bei Dingen, deren Regeln und Prinzipien sie ihre Mutter gelehrt hatte, bei der Art und Weise, wie bestimmte Gerichte zubereitet werden müßten, wie Beethovensonaten zu spielen seien oder wie man mit Freundlichkeit Gäste zu empfangen habe, war sie überzeugt, eine angemessene Vorstellung von der Vollkommenheit zu besitzen und unterscheiden zu können, ob die andern sich

ihr mehr oder weniger näherten. Für diese drei Dinge war die Vollkommenheit übrigens fast die gleiche: es war eine Art von Einfachheit in den Mitteln, von Schlichtheit und Charme. Sie lehnte entsetzt ab, daß man Gewürze an Gerichte tat, die dies nicht unbedingt erforderten, daß man mit Affektiertheit und unter Mißbrauch des Pedals spielte und daß man beim Empfang von Gästen über eine vollkommene Natürlichkeit hinausging und mit Übertreibung von sich selbst sprach. Sie erhob den Anspruch, beim ersten Bissen, beim ersten Ton oder nach einem einfachen Briefchen zu wissen, ob sie es mit einer guten Köchin, einem wahren Musiker oder einer gut erzogenen Frau zu tun hatte. »Sie mag eine viel größere Fingerfertigkeit haben als ich, aber es fehlt ihr an Geschmack, wenn sie dieses so schlichte Andante mit einer solchen Emphase spielt.« »Das mag eine glänzende Frau mit sehr vielen Qualitäten sein, aber unter diesen Umständen von sich zu sprechen, beweist einen Mangel an Takt.« »Das mag eine sehr beschlagene Köchin sein, aber sie versteht es nicht, ein Beefsteak mit Äpfeln zu machen.« Das Beefsteak mit Äpfeln! ein ideales Wettbewerbsgericht, schwierig gerade durch seine Einfachheit, eine Art »Sonate Pathétique« der Küche, gastronomisches Äquivalent dessen, was im gesellschaftlichen Leben der Besuch einer Dame ist, die um Auskünfte über einen Hausangestellten bittet und bei einer so einfachen Handlung so viel Takt beweisen oder es so sehr an Takt und Erziehung fehlen lassen kann. Mein Großvater besaß so viel Eigenliebe, daß er wünschte, alle Gerichte wären gelungen, und er verstand so wenig vom Kochen, daß er nie wissen konnte, wann sie mißlungen waren. Er wollte wohl zugeben, daß sie es zuweilen waren, sehr selten im übrigen, jedoch nur aufgrund eines reinen Zufalls. Die Kritiken meiner Großtante, die dagegen unterstellten, daß die Köchin dieses bestimmte Gericht nicht zuzubereiten verstan-

den habe, mußten deshalb meinem Großvater besonders unerträglich erscheinen. Oft, um Diskussionen mit ihm zu vermeiden, äußerte meine Großtante, nachdem sie mit gespitztem Mund gekostet hatte, keine Meinung, was uns im übrigen unverzüglich erkennen ließ, daß diese ungünstig war. Sie schwieg, doch wir lasen in ihren sanften Augen eine unerschütterliche und überlegte Mißbilligung, die meinen Großvater in Zorn versetzen konnte. Er bat sie ironisch, ihre Meinung zu äußern, wurde ungeduldig über ihr Schweigen, bedrängte sie mit Fragen, wurde wütend, doch man spürte, daß man sie eher hätte zum Martyrium führen können, als sie die Überzeugung meines Großvaters bestätigen zu hören, daß die Nachspeise nicht zu süß sei.

Nach dem Mittagessen nahm ich meine Lektüre sofort wieder auf; besonders wenn der Tag warm war, zog jeder sich in sein Zimmer zurück, was mir erlaubte, über die kleine Treppe mit den engen Stufen sofort in das meinige zu gehen, das in dem einzigen Stockwerk lag, das so niedrig war, daß man nach dem Übersteigen des Fensterbretts nur einen Kindersprung hätte zu tun brauchen, um auf die Straße zu gelangen. Ich ging zum Fenster, um es zu schließen, ohne dabei den Gruß des Büchsenmachers gegenüber vermeiden zu können, der unter dem Vorwand, seine Rolläden herunterzulassen, jeden Tag nach dem Mittagessen seine Pfeife vor der Tür rauchte und den Vorübergehenden einen guten Tag wünschte, die dann manchmal stehenblieben, um mit ihm zu plaudern. Die Theorien von William Morris, die von Maple und den englischen Dekorateuren so konstant angewandt worden sind, schreiben vor, daß ein Zimmer nur dann schön ist, wenn es keine anderen Dinge enthält als solche, die uns nützlich sind, und daß jedes nützliche Ding, und sei es nur ein einfacher Nagel, nicht versteckt, sondern offen sichtbar sein müsse. Über

dem völlig offenen Bett aus Messingstangen, an den kahlen Wänden dieser hygienischen Zimmer ein paar Reproduktionen von Meisterwerken. Wenn man es nach diesen ästhetischen Prinzipien beurteilt, war mein Zimmer keineswegs schön, denn es war voll von Dingen, die zu nichts dienen konnten und die schamhaft, bis zu einem Grade, der ihren Gebrauch außerordentlich erschwerte, jene verbargen, die zu etwas dienten. Aber die Dinge, die nicht zu meiner Bequemlichkeit da waren, sondern die zu ihrem Vergnügen dorthin geraten zu sein schienen, machten für mich gerade die Schönheit meines Zimmers aus. Die hohen weißen Vorhänge, die das Bett, wie in der Tiefe eines Heiligtums aufgestellt, den Blicken entzogen; das Gestreu von Plumeaus aus Marzellan, von blumenverzierten Steppdecken, bestickten Überdecken und Kopfkissenbezügen aus Batist, unter denen es tagsüber wie ein Altar im Marienmonat unter Girlanden und Blumen verschwand und die ich abends, um mich schlafen legen zu können, vorsichtig auf einen Sessel legte, wo sie einwilligten, die Nacht zu verbringen; neben dem Bett die Dreierheit des blau gemusterten Glases, der gleichartigen Zuckerdose und der Karaffe (die vom Tag nach meiner Ankunft an auf Anordnung meiner Tante stets leer war, weil sie befürchtete, ich könnte sie ›ausschütten‹), eine Art von Kultinstrumenten – fast ebenso geheiligt wie der kostbare Likör aus Orangenblüten, der neben ihnen in einer Glasphiole stand –, von denen ich ebensowenig glaubte, daß es erlaubt sei, sie zu entweihen oder sie auch nur zu meinem persönlichen Gebrauch zu verwenden, als wenn es geweihte Hostiengefäße gewesen wären, die ich jedoch lange betrachtete, bevor ich mich entkleidete, voller Angst, sie durch eine falsche Bewegung umzuwerfen; die kleinen, in Stäbchen gehäkelten Stolen, die über die Lehnen der Sessel ein Gewand aus weißen Rosen breiteten, die offenbar

nicht ohne Dornen waren, da ich jedesmal, wenn ich mit Lesen fertig war und aufstehen wollte, bemerkte, daß ich daran hängenblieb; die Glasglocke, unter der, geschützt vor vulgären Berührungen, die Standuhr vertraulich für Muscheln schwatzte, die von weither gekommen waren, und für eine alte sentimentale Blume, doch die so schwer zu heben war, daß, wenn die Uhr stehenblieb, niemand außer dem Uhrmacher so unvorsichtig gewesen wäre, es zu unternehmen, sie wieder aufzuziehen; das weiße Tuch in erhabener Stickerei, das wie eine Altardecke über die Kommode gebreitet war, die zwei Vasen, ein Bild des Erlösers und ein gesegneter Buchsbaumzweig schmückten, ließ diese dem Tisch des Herrn gleichen (eine Vorstellung, die durch einen Betstuhl, den man jeden Tag, »wenn das Zimmer fertig« war, dorthinstellte, noch vervollständigigt wurde), doch seine heraushängenden Fäden, die sich immer in den Spalten der Schubläden festklemmten, verhinderten so vollständig deren Beweglichkeit, daß ich niemals auch nur ein Taschentuch herausholen konnte, ohne mit einem Schlag das Bild des Erlösers, die geheiligten Vasen und den geweihten Zweig umzuwerfen und ohne selbst dabei zu stolpern, wobei ich am Betstuhl Halt suchte; und schließlich die dreifache Übereinanderlagerung von kleinen Schleiergardinen, großen Musselin- und noch größeren Barchentvorhängen, die in ihrem oft besonnten Hagedornweiß immer lächelnd heiter aussahen, aber im Grunde recht aufreizend waren mit ihrer Ungeschicklichkeit und ihrer Versessenheit, sich um ihre parallel verlaufenden Holzleisten zu schlingen, sich ineinander zu verwickeln oder sich alle ins Fenster zu klemmen, sobald ich dieses schließen wollte, wobei ein zweiter Vorhang stets bereit war, wenn es mir gelungen war, einen ersten loszumachen, unverzüglich dessen Stelle in den Spalten einzunehmen, die von ihnen ebenso vollkommen ausgefüllt

waren, wie sie es durch einen wirklichen Hagedornstrauch gewesen wären, oder durch ein Nest von Schwalben, die die Idee gehabt hätten, sich hier niederzulassen, so daß ich die scheinbar so einfache Handlung, mein Fenster zu öffnen oder zu schließen, niemals ohne die Hilfe von jemandem aus dem Hause vollenden konnte; all diese Dinge, die nicht nur keines meiner Bedürfnisse befriedigen konnten, sondern sogar ein – im übrigen leichtes – Hindernis bei ihrer Befriedigung darstellten, und die natürlich niemals zu jemandes Nutzen dort hingebracht worden waren, erfüllten mein Zimmer mit gewissermaßen persönlichen Gedanken, mit jenem Gebaren einer besonderen Vorliebe, sich gerade diesen Ort zum Leben ausgesucht zu haben und sich hier wohlfühlen, wie es oft Bäumen auf einer Lichtung eigen ist oder Blumen am Wegrand und auf alten Mauern. Sie erfüllten es mit einem stillen, vielfachen Leben, mit einem Geheimnis, in dem sich meine Person verloren und zugleich bezaubert fand; sie machten aus diesem Zimmer eine Art Kapelle, in der die Sonne, wenn sie durch die kleinen roten Scheiben fiel, die mein Onkel im oberen Teil der Fenster hatte einsetzen lassen, und nachdem sie den Weißdorn der Vorhänge rötlich gefärbt hatte, auf den Wänden so seltsame Lichtschimmer hervorrief, als ob die kleine Kapelle in ein größeres Schiff mit farbigen Fenstern eingeschlossen wäre, und in die das Läuten der Glocken infolge der großen Nähe der Kirche, mit der im übrigen an großen Festtagen die Ruhealtäre unser Haus durch einen Blumenweg verbanden, so laut drang, daß ich mir vorstellen konnte, sie würden unter unserm Dach geläutet, dicht über dem Fenster, von dem aus ich oft den sein Gebetbuch in der Hand haltenden Pfarrer grüßte, meine von der Vesper zurückkehrende Tante oder auch den Chorknaben, der uns geweihtes Brot brachte. Was Browns Photographie des *Frühlings* von

Botticelli betrifft oder die Nachahmung in Gips der *Unbekannten* aus dem Museum von Lille, die an den Wänden oder auf dem Kamin von Maples Zimmern den von William Morris der nutzlosen Schönheit zugestandenem Anteil darstellen, so muß ich gestehen, daß sie in meinem Zimmer durch eine Art Stich ersetzt waren, der den Prinzen Eugen zeigte, furchtbar und schön in seinem Dolman, ein Stich, den ich mit großem Staunen eines Nachts in einem gewaltigen Lärm von Lokomotiven und Hagel, immer noch furchtbar und schön, an der Tür eines Bahnhofsbuffets bemerkte, wo er als Reklame für eine Zwiebackspezialität diente. Ich habe heute meinen Großvater im Verdacht, daß er ihn einst infolge der Freigebigkeit eines Fabrikanten als Prämie erhalten hat und ihn dann für immer in meinem Zimmer unterbrachte. Doch damals kümmerte ich mich nicht um seine Herkunft, die mir historisch und geheimnisvoll vorkam, und ich dachte nicht, daß es mehrere Exemplare dessen geben könnte, was ich als eine Person, als einen ständigen Bewohner des Zimmers ansah, das ich mit ihm nur teilte und in dem ich ihn jedes Jahr sich selbst stets gleich wieder vorfand. Es ist jetzt lange her, daß ich ihn gesehen habe, und ich nehme an, daß ich ihn auch nicht mehr wiedersehen werde. Doch wenn mir ein solches Glück zustieße, glaube ich, daß er mir viel mehr zu sagen hätte als der *Frühling* von Botticelli. Ich überlasse es den Leuten mit Geschmack, ihre Wohnung mit den Reproduktionen von Meisterwerken zu schmücken, die sie bewundern, und ihr Gedächtnis von der Mühe zu befreien, ihnen ein kostbares Bild zu bewahren, indem sie es einem geschnitzten Holzrahmen anvertrauen. Ich überlasse es den Leuten mit Geschmack, aus ihrem Zimmer das genaue Abbild ihres Geschmacks zu machen und es nur mit Dingen anzufüllen, die er billigen kann. Was mich angeht, so fühle ich mich in einem

Zimmer nur leben und denken, in dem alles die Schöpfung und der Ausdruck eines Lebens ist, das von dem meinigen zu tiefst verschieden ist, und in dem alles von einem dem meinigen entgegengesetzten Geschmack ist; in dem ich nichts von meinem bewußten Denken wiederfinde; in dem meine Vorstellungskraft sich begeistert, während sie sich in den Schoß des Nicht-Ich versenkt fühlt; ich fühle mich nur glücklich, wenn ich – in der Bahnhofstraße, am Hafen oder am Marktplatz – eines jener Provinzhotels mit langen kalten Fluren betrete, wo der Wind von draußen mit Erfolg gegen die Bemühungen der Heizvorrichtung kämpft; wo die detaillierte Karte des Arrondissements noch der einzige Schmuck der Wände ist; wo jedes Geräusch nur dazu dient, die Stille hervortreten zu lassen, indem es sie von der Stelle schiebt; wo die Zimmer einen Geruch von Abgeschlossenheit haben, den die frische Luft hinauspült, aber nicht beseitigt, und den die Nüstern hundertmal einatmen, um ihn der Vorstellungskraft zuzutragen, die darüber entzückt ist und die ihn wie ein Modell posieren läßt, um zu versuchen, ihn nachzuschaffen mit allem, was er an Gedanken und Erinnerungen enthält; wo man abends, wenn man die Tür zu seinem Zimmer öffnet, das Gefühl hat, das ganze darin verstreut zurückgebliebene Leben zu vergewaltigen, es kühn in die Hand zu nehmen, wenn man, nachdem die Tür geschlossen ist, weiter bis zum Tisch oder bis zum Fenster vorwärtsgeht, sich in einer Art freier Promiskuität mit ihm auf das Kanapee zu setzen, das der Polsterer der Kreisstadt nach dem, was er für Pariser Geschmack hielt, hergestellt hat, überall an die Nacktheit dieses Lebens zu rühren, in der Absicht, sich selbst durch die eigene Vertraulichkeit zu verwirren, indem man seine Sachen hierhin und dorthin legt, indem man den Herrn in diesem von dem Wesen der andern bis zum Rand erfüllten Zimmer spielt, das bis in die